

Fliegen
3 1971/67

Fliegenköpfe

Peter Düker

Mein Hannover
(Bonus: Der dicke Spatz)

Eigentlich bin ich Godshorner. Aber was das Temperament betrifft, ist der Godshorner dem Hannoveraner sehr ähnlich, der Langenhagener übrigens auch. In allen Fällen erschwert die örtliche Mentalität die Kontaktaufnahme zwischen den Geschlechtern – deshalb gibt es hier viele Literaten.

Und das ist gut so. Es bedingt ein vernünftiges Kulturangebot, in dessen Rahmen sich nun doch Beziehungen knüpfen lassen, und zwar auf niveauvolle Art und nicht als solidarische Zweckgemeinschaft zum Erhalt irgendeiner Mundart, die an seine Nachkommen weiterzugeben andernorts die Unsitte herrscht.

Ich schätze das reine Hochdeutsch und reise entsprechend ungern. Gerade Reisende sind es, welche die Kommunikationsprobleme der Welt unnötig mehren. Wenn es darum geht, fremde Kulturen kennenzulernen, sollte man mit der eigenen beginnen.

Ich arbeite vorwiegend nachts und beschränke mich bei Ausflügen auf Kioske und Kneipen in einem Radius von 500 Metern um meinen Computer. Diesem Umstand verdanke ich es, daß Hannover für mich auch nach 34 Jahren immer noch

Neuigkeiten zu bieten hat, sofern der seltene Fall eintritt, daß mich jemand zur kurzzeitigen Änderung meines Lebensstils zwingt. Meine Erfahrungen mit Hannover ereigneten sich also wesentlich in Zeiträumen in denen ich Schwierigkeiten mit der Durchsetzung des eigenen Willens hatte, im Kindesalter und in der Frühpubertät.

Als ich zehn war, sah ich meine erste Leiche. Ich stand vor der Glaswand im Landesmuseum, hinter der mir die Reste zweier Menschen präsentiert wurden, die irgendwann im Moor versunken waren. Das komprimierte Diesseits erschütterte meine kindliche Naivität. Der Trugschluß, man stelle die Toten deshalb aus, weil das Ertrinken im Moor die für Menschen übliche Todesart sei, verursachte mir Alpträume und hat wesentlichen Anteil an meiner Hygieneleidenschaft. Außerdem weiß ich seit dieser Zeit, daß die Haare neben meiner Brille das Haltbarste an mir sind. Ein Zoo-besuch, beliebte Arznei gegen kindlichen Schwermut, zeigte trotz wiederholter Anwendung wenig therapeutischen Nutzen. Lediglich die dortige Gaststätte ist mir in freundlicher Erinnerung geblieben, denn sie markierte regelmäßig das Ende der na-

salen Penetration in Nilpferdhäusern und der Ansteckungsgefahr mit Tierkeimen durch kotwerfende Affen. Zwar haben letztere mich stets verfehlt, aber man lebt bekanntlich von der Potenz. Gut genug kann ich mir vorstellen, was andere Sehenswürdigkeiten Hannovers für mich bereithalten, um sie nicht erst aufsuchen zu müssen. Die typisch menschliche Todesursache ist nämlich nicht eine leichtsinnige Moorwanderung, sondern der Mangel an Phantasie. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß ...« sind die gebräuchlichsten letzten Worte.

Die Pubertät ist die einzige Lebensphase, in der Potenz nicht ausreicht, um zufrieden zu sein. Leider gibt es genügend weibliche Projektionsopfer, die junge Männer zu riskanten Experimenten verführen wollen, zum Beispiel zu einem gemeinsamen Urlaub in Südfrankreich oder gar Spanien, wo jeder weiß, daß dort unzählige Insekten, sogar Skorpione dem Besucher auflauern.

Je schöner eine Landschaft ist, um so giftiger ist die dortige Flora und Fauna. Das ist die ausgleichende Gerechtigkeit der Natur. Sie bietet genug Abwechslung in der Art menschlichen Unwohlseins, ohne des-

sen Quantität zu mindern. Hannover ist Großstadt genug, um die Natur einigermaßen im Griff zu haben. Man kann hier in Sommernächten das Fenster öffnen, ohne daß die Menge eindringender Insekten die Kapazität einer souverän geführten Fliegenklatsche übersteigt. Meine einzige Sorge gilt den Zecken in diversen Parkanlagen, aber ich habe keinen Hund und muß da nicht hin.

Auch während meiner Pubertät gelang es mir, Waldspaziergänge zu vermeiden, doch konnte ich nicht umhin, jedweder Naturerfahrung aus dem Weg zu gehen, schien sie doch Voraussetzung für Ereignisse von körperlicher Erlebnisrelevanz zu sein. Zum Glück hatte ich einen leichten Heuschnupfen, den ich zur Vermeidung längerer Aufenthalte geschickt einzusetzen wußte. Wenn es jedoch zu trauten Momenten in städtischem Ambiente kam, habe ich diese Orte umgehend emotional besetzt. Da gibt es einen Nippesladen in der Passerelle, der mich stets an meinen ersten Projektionsfehler erinnert – eine Langenhagerin von überraschend leidenschaftlichem Temperament, der ich eben deshalb nicht gewachsen war – und ein Café am Kröp-

cke, wo es mir dank zärtlicher Erinnerung noch heute gleichgültig ist, daß der Tee hier mehr kostet als anderswo. Da die Beziehung frühzeitig scheiterte und ich ein schlechter Fußballspieler bin, begann ich zu schreiben. Mit Hannover hat das nur dann zu tun, wenn man den negativen Ausgang der erwähnten Versuche einer ex-regionalen Mentalität des weiblichen Teils anlasten will. Dafür spricht, daß sich spätere Annäherungen im Raum Hannover auf distanzierte, aber verlässliche Art vollzogen, wodurch übertriebene Leidensphasen ausblieben.

Viele Hannoveraner scheinen ähnliche Erfahrungen gemacht zu haben. Sie bezichtigen ihre Stadt der Provinzialität, um den Besuch gefährlicher Temperamente zu verhindern. Und für den Fall, daß sich ein Fremder oder eine Fremde nicht abschrecken läßt, haben sie eine rote Linie gemalt, um den Gast unter Kontrolle zu halten. Die angeblichen Sehenswürdigkeiten, zu denen dieser geleitet wird, dürften weder langweilig noch spektakulär sein. Ich habe jedenfalls nie von überwältigenden Eindrücken oder Beschwerden gehört. Wahrscheinlich kommen viele Besucher, weil sie

die angenehme Zwanglosigkeit schätzen, die von einer Stadt ausgeht, in der es nichts gibt, das man gesehen haben muß. Nach ein paar Tagen Aufenthalt erkennt sogar der hartnäckigste Tourist, daß es wichtiger ist, um zwölf Uhr nachts einen Kiosk in der Nähe zu haben als einen berühmten Fischmarkt.

Dem Hannoveraner fehlt der Identitätsfokus, dafür stürzt er nicht gleich in eine kollektive Krise, wenn man ihm irgendwo eine Mauer wegnimmt. Ich würde das nicht einmal bemerken. Wenn etwas typisch für Hannover ist, dann der Umstand, daß man einem beliebigen Bewohner alles wegnehmen könnte, was er mit dieser Stadt verbindet, ohne daß es irgendein anderer Hannoveraner bemerken würde. Wer kennt schon den bücherverlegenden Kinderhort in der A Sternstraße, Ecke Im Moore, in dem sich mir der enge Zusammenhang zwischen Kultur und Arterhaltung erschloß? Wer erlebt regelmäßig die Feierabend-Performance des Avantgarde-Duos Robert und Amir in der exquisiten In-Kneipe in der Hahnenstraße? Und wer atmet regelmäßig die trockene Luft im Kellergewölbe der ebenso engagierten wie magenkranken

Dame aus der Grottefendstraße?

Um alle verborgenen Geheimnisse Hannovers zu ergründen, sind pathologischer Entdeckergeist und hemmungslose Kontaktaufnahme mit Einheimischen unbedingte Voraussetzungen. Mir genügt die Erkenntnis, daß in Hannover potentiell alles drin ist, um aus gesundheitlichen Gründen auf Expeditionen zu verzichten.

© 2001 by Peter Düker

Der dicke Spatz, der singen wollte

Es war einmal ein dicker Spatz, der hatte nur einen Wunsch: Er wollte Sänger werden.

Doch immer, wenn er sang, flogen die anderen Vögel plötzlich davon. Selbst die Raben, die etwas übrig haben für schlechte Musik, vor allem Free-Jazz. Raben sind Existenzialisten: Sie tragen schwarz, und mögen Musik nur, wenn andere sie nicht mögen. Aber gegen den dicken Spatz klang selbst das Krächzen der Raben lieblich wie die eingängigen Schlager des Taubenvolks.

Der Spatz ließ sich nicht entmutigen und bald waren seine Lieder seine einzi-

gen Freunde. Immer trauriger wurden die Melodien, bis sie so traurig waren, daß man trotz des schlechten Gesangs fast hören konnte, daß sie traurig waren, so traurig wie der Spatz.

Niemand mehr schenkte ihm Gehör. Und in diesem Moment tiefster Einsamkeit geschah etwas, das sein weiteres Leben vollkommen verändern sollte.

Als der Spatz ein Konzert auf dem First eines verlassenen Hauses gab, verlor er auf einmal das Gleichgewicht und rutschte in das Abflußrohr der Dachrinne. Er gruselte sich vor dem bevorstehenden Bad im kalten Wasser der Regentonne. Daß dies nicht das Schlimmste war, was ihm passieren konnte, stellte er fest, als ihm das Schlimmste passierte. Der dicke Spatz blieb in der Mitte des Rohres stecken. Da saß er, voller Angst, allein in der Dunkelheit.

Natürlich hatte niemand den Unfall bemerkt, denn er hatte ja zuvor gesungen.

Der Spatz begann zu schreien und siehe da: die Welt wurde erfüllt von einem wunderschönen, vollen Ton. Sein mühsam beherrschtes Weinen wurde zu leidenschaftlichem Vibrato. Begeistert strömten die Vögel aus allen Himmelsrichtungen

herbei, dem sonderbaren Gesang zu lauschen. Ein aus gutbürgerlichem Hause entflohener Wellensittich lobte ausdrücklich die Entscheidung des Künstlers für ein Rohr mit zwei Öffnungen, da hierdurch ein Stereoeffekt erzielt würde. Und während der dicke Spatz in dunkler Enge seine Todesangst hinausrief, umflogen die Zuhörer das Regenrohr, hin- und hergerissen zwischen gerührter Stille und frenetischem Jubel.

Als der Gesang einige Tage später verstummte, beschlich eine düstere Ahnung das Publikum. Die Suche nach dem perfekten Ton hatte den Künstler nicht nur seine Bestimmung, sondern auch sein Leben vollenden lassen. Aus der blechernen Umarmung seiner Muse hatte er sich nicht mehr lösen können und, wie man annahm, auch nicht wollen.

Die Regenrinne entlang zog eine traurige Parade. Aus ihren Schnäbeln ließen die Trauergäste Beeren und Grashalme in das Grab fallen. Alle waren sich einig, daß man den namenlosen Sänger im Abflußrohr nie vergessen würde. Und als einer der Vögel hervortrat und die Errichtung eines Denkmals vorschlug, stimmten alle zu. Nur wenige legten den Kopf schief, da der Antrag-

steller ihnen vertraut erschien. Er sah aus wie ein dicker Spatz, den sie einmal gekannt und von dem sie, was sie keineswegs bedauerten, so lange nichts mehr gehört hatten. Nur war dieser Spatz viel, viel dünner. Weil er außerdem nicht singen wollte, waren sie beruhigt.

In der Morgendämmerung des folgenden Tages flogen alle Vögel über den First des verlassenen Hauses, den bis zum nächsten Regen das weiße Standbild eines stattlichen Sängervogels zierte.

Der dünne Spatz, der einmal der dicke Spatz gewesen war, fand schnell Freunde, lernte eine liebevolle Frau kennen und bekam viele Nachkommen, von denen jeder einen ordentlichen Beruf erlernte. Nur der Jüngste, der zugleich der schwerste war, wollte Tänzer werden.

© 2001 by Peter Düker

In dieser Reihe bisher erschienen:

- 1 Tobias Premper: The story of the Blindtext
- 2 Matthias Göke: Nie wieder Krieg!
- 3 Peter Düker: Mein Hannover
- 4 Bodo Dringenberg: Der Kinderhasser
- 5 Christine Kappe: Begegnung mit Helena
- 6 Cornelia Anhelm: Fernweh
- 7 Sigrid Hunold-Reime: Draußen am See

Die Reihe »FliegenFalter« erscheint in loser Folge in Zusammenhang mit der Lesungsreihe »Fliegenköpfe«, die seit 1998 an jedem ersten Freitag des Monats in den Werkstatträumen der Druckerei Interdruck stattfindet.

Kontakte

INTERDRUCK · Vordere Schöneporth 21 · 30167 Hannover · Tel.: (0511) 70 25 26 · **Redaktion:** m.göke · Hahnenstraße 13 · 30167 Hannover · Tel.: (0511) 161 30 60 · Fax: (0511) 16 14 12 6 · eMail: m.goeke@t-online.de

===== Einzelpreis: 0,30 DM · 0,15 € =====